



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

weise, als den Grundsätzen entsprechend sei. — Das Verdienst, ihm in allen Wendungen seines Gedankenganges gefolgt, sie alle bloßgelegt zu haben, kommt dem Verfasser dieser Broschüre in hohem Grade zu und in diesem Sinne verdient sie die Aufmerksamkeit aller Politiker, umsomehr, da sie mit der edelsten patriotischen Wärme geschrieben ist. Aber wir glauben, daß mehr als alle Deductionen ein äußerer Umstand dazu beitragen wird, dies Gewebe von Sophismen zu zerreißen. Die Voraussetzung nämlich, von welcher Herr Stahl ausgeht, erweist sich als irrig. Preußen befindet sich nicht in der Lage, mit Oestreich eine imposante Neutralität zu behaupten, sondern Oestreich schließt sich den Westmächten an; wenigstens scheint es so im gegenwärtigen Augenblick. Jetzt dürfte es doch Herrn Stahl so gehen, wie dem Zauberlehrling, der die Geister wol zu beschwören, aber nicht zu bannen verstand und den sie daher mit Wasser überschütteten. Werden die preussischen Staatsmänner glauben, auch gegen Oestreich ihre imposante Neutralität zu behaupten? Werden sie glauben, auch gegen Oestreich die übrigen deutschen Staaten vereinigen zu können? Wenigstens Herr Stahl wird es wol selbst nicht glauben. Wenn es wirklich dahin kommt, daß der Kampf sich über alle europäische Staaten ausdehnt, daß also Preußen Partei nehmen muß, da fragt es sich denn doch noch immer, ob das angeblich conservative Princip stark genug sein wird, um alle realen Interessen zum Schweigen zu bringen. — Aber doch müssen wir Oestreich beneiden, daß es nicht erst nöthig gehabt hat, diese Probe zu bestehen, daß sich in ihm keine Partei gefunden hat, die das principielle, d. h. das Standesinteresse, über das Staatsinteresse setzte, daß die östreichische Regierung, die viel mehr Ursache hatte, mit England unzufrieden und gegen Rußland dankbar zu sein, als Preußen, dennoch im entscheidenden Augenblick sogleich die Entschlossenheit besaß, die einzige Fahne aufzupflanzen, die entscheidend sein darf, die Fahne der nationalen Ehre und Unabhängigkeit.

W o c h e n b e r i c h t .

Aus Varna. (4. August.) Nach allem zu urtheilen, was ich hier sehe, war es keine bloße Phrase, wenn jüngst die englischen Journale sagten: Rußland werde noch im Laufe des Sommers ein Schlag treffen, von dem es die Folgen ein Jahrhundert lang fühlen dürfte. Die Vorbereitungen zur Landung in der Krim werden in einem riesigen Maßstabe betrieben, und man darf dreist behaupten, daß dieses, in Hinsicht auf die Menge der überzuführenden Truppen, die größte Landungsexpedition sein wird, welche jemals unternommen wurde. Auf der Mhebe, die ich von meinem Fenster aus noch kaum ganz übersehen kann, zähle ich, außer den hier ankernden Kriegsfahrzeugen über hundertundzwanzig Transportschiffe. Am

Strande sind über tausend Mann mit dem Transport des Materials vom Lande zu Bord beschäftigt, und jeden Augenblick stoßen Schaluppen ab und kommen von den Schiffen zurück.

Wenn ich Ihnen vordem schrieb, daß nur zwei Divisionen zur Landung bestimmt seien, so muß ich dies heute widerrufen. Man wird nicht weniger als 55,000 Mann einschiffen, worunter 25,000 Engländer und 30,000 Franzosen. Diese Streitmacht wird in sechs oder sieben Divisionen formirt sein, wird einen doppelten Artilleriepark, nämlich Geschütze für den Feldkrieg und andere für den Angriff der Sebastopoler Festungswerke mit sich führen, und, im Gegensatz zu allen früheren Unternehmungen der Art, wird die Zahl der Reiterei äußerst beträchtlich sein.

Mit der Ausführung des Angriffs konnte man füglich nicht länger warten, indem die gute Jahreszeit nur noch anderthalb Monate hindurch feste Garantie gibt; in der zweiten Hälfte des Septembers beginnen auf dem Pontus schon die Herbststürme, und an den felsigen Küsten der Krim thürmt dann der Wind aus Ost und Südost hohe Brandungen auf, die oft Tage lang das Landen unmöglich machen. In dem vorliegenden Falle indeß würde nichts schlimmer sein: alles kommt nämlich bei dem Unternehmen auf Ueberraschung an; findet man den Feind vorbereitet, hat er auch nur einige Stunden, um sich in die rechte Verfassung zu setzen, so ist die Hälfte der Chancen für einen günstigen Erfolg unfehlbar verloren.

Unter dem mannigfachen Material, welches man einschiffet, finden sich auch Schanzkörbe und Faszinen. Diese beiden Gegenstände, deren man sich zum Batteriebau und zur provisorischen Befestigung bedient, deuten auf die Absicht einer regulären Belagerung Sebastopols von der Landseite hin, welcher Umstand wiederum keinen Zweifel darüber bestehen läßt, daß man es auf eine Eroberung der Halbinsel und nicht bloß auf eine Zerstörung der Flotte abgesehen hat.

Ich kann an die bevorstehende Expedition nicht denken, ohne daß immer aufs neue die ungeheuren Vortheile mir vor Augen treten, welche die Existenz des schwarzen Meeres der Kriegsführung der Verbündeten verleiht. Um dieselben ihrem ganzen Umfange nach ermessen zu können, genügt es, sich vorzustellen, der Pontus existire nicht, sondern sei gleich den Steppen im Süden Rußlands eine weite Ebene. Man kann dreist behaupten, daß unter solchen Umständen der heutige Krieg nicht stattfinden würde, indem die Russen alsdann, aller Wahrscheinlichkeit nach bereits seit fünfzig Jahren Herren von Stambul sein würden. Das Dasein des schwarzen Meeres ist mehr werth wie eine Kette von steilen Bergen, welche den Kaukasus mit dem Balkan einigen möchte; und zwar hauptsächlich darum, weil diese Existenz eine Streitmacht in die Fronte des Angriffs ruft, welche sonst kaum in Betracht gekommen sein würde: ich meine die beiden verbündeten Flotten. Sie sind es, die in diesem Augenblick Rußland auf der 200 Meilen weiten Strecke von den Bergen bei Babadagh, südlich von der Donaumündung an bis zu den Wällen Anapas in Alarm halten, und es dem Schicksal preisgeben, auf einem Punkt der langen Linie, gleichviel auf welchem, getroffen zu werden.

Die Folgen der Eroberung der Krim werden unermeslich sein. Sie reichen jedenfalls viel weiter, als man gemeiniglich denkt. Der Verlust der Flotte ist nur gering im Vergleich mit der politischen Einbuße, die sich an das Verlorengehen des

bedeutungsvollen Kriegshafens knüpfen. Für den weitem Fortgang des Kampfes ist es aber von höchster Wichtigkeit, daß die Allirten dadurch eine Basis in nächster Nähe, gegenüber dem russischen Festland, gewinnen, von der aus sie unter viel günstigeren Umständen weiter operiren können.

Aus der Dobrudscha hört man, daß die Russen neuerdings mit acht Bataillonen und vier Reiterregimentern bis Babadagh vordrangen und ihre Vorposten nach Czernawoda streifen ließen.

— (den 5. August.) Ich weile zu meinem eignen Unbehagen immer noch in der von der Cholera geängstigten Stadt, in der man kein Reitpferd austreiben kann, weil sie entweder von den fremden Offizieren gekauft sind, oder von den Bewohnern benutzt wurden, um — zu fliehen. Kein Schrecken ist größer, wie der vor dem unfehlbaren Tode, und es scheint, daß derjenige ihm verfallen ist, oder doch ernstlich und nahe bedroht wird, der lange hier verweilt. Darum die Auswanderung in Masse; Männer, Frauen und Kinder zusammengeschichtet auf den zerbrechlichen bulgarischen Wagen, mit ihrem wenigen Hausrath, und kaum wissend, wohin sie sich wenden sollen, denn das Uebel ist ziemlich allgemein im ganzen Lande zwischen Donau und Balkan.

Die wichtigste Nachricht des Tages ist die von dem Rückzug des russischen Heertheils, welcher der Stellung der türkischen Armee zwischen Slobode und Giurgewo gegenüber Position genommen hatte. Sie wurde durch einen expresse Courier Omer Paschas überbracht. Man hat auf diese Kunde hin die einleitenden Arbeiten zur demnächstigen Einschiffung, wenn auch nicht gradezu eingestellt, so wenigstens doch sichtlich lauer fortgesetzt, und es steht mindestens in Zweifel, ob man nunmehr das Landungsproject in der Krim noch zur Ausführung bringen wird.

Gestern Abend rannten die unter meinen Fenstern in Zelten lagernden französischen Soldaten plötzlich zusammen und machten mich durch Geschrei auf eine merkwürdige Erscheinung am Monde aufmerksam. Eine halbmondförmige Wolke ging dicht unter dem Trabantem und von seinem Licht hell angeschienen, von Osten nach West. Die Türken, welche neben mir im Zimmer saßen, nahmen es für ein Siegeszeichen und waren guter Dinge.

Die Stimmung, welche unter den Soldaten im englischen und französischen Lager herrscht, ist im allgemeinen zur Zeit keine heitere. Die Umstände, die Seuche namentlich, welche täglich mehr und mehr Opfer fordert — mit Unrecht wol sagt man, sie sei im Abnehmen — rechtfertigen dies. Der sehnliche Wunsch, den diese Tausende im Herzen hegen, ist der: sie möchten bald vor den Feind geführt werden. Daher der allgemeine Jubel, mit dem die Nachricht von dem beabsichtigten Handstreich gegen Sebastopol begrüßt wurde, und die Niedergeschlagenheit, die nunmehr an seine Stelle getreten ist, da man erfahren hat, daß keine Hoffnungen, oder mindestens doch nur noch wenige, für die Ausführung des Unternehmens vorhanden sind.

Unter den englischen hier im Lager stehenden Offizieren herrscht eine, der des gemeinen Mannes nicht unähnliche, Unzufriedenheit. Man erkennt allgemein, daß die obersten Befehlshaberstellen nicht eben mit den tauglichsten Männern besetzt worden sind, und macht daraus einen Vorwurf für die oberen Kriegesbehörden. Der Oberbefehlshaber Lord Raglan ist ein jedenfalls geistreich zu nennender Mann,

lebhaft und für sein Alter ziemlich rüstig, aber zum Generalissimus ist er vielleicht weniger geeignet wie irgend ein General seiner Anciennität neben ihm, da er nie in Indien noch in einer militärisch bedeutenden Colonie diente. Seine Stelle, sagt man, wurde ihm in der Art und Weise eines Vermächtnisses des Herzogs von Wellington zu Theil, dessen langjähriger Secretär und Verfasser von Reden u. s. w. er gewesen. Wenn man einen feinen Diplomaten hierher zu senden gesonnen war, mag die Wahl für gerechtfertigt erachtet werden; vom militärischen Standpunkte aus indeß sicherlich nicht. Desgleichen ist man überzeugt, daß der sehr alte Sir George Brown, Chef der leichten Brigade, nicht an seinem Platze ist. Man wird ihn ehestens nach Hause senden und durch einen jüngeren General ersetzen, zumal für sein ferneres Verbleiben kein sichhaltender Grund redet. Der beste unter den Divisionscommandanten ist vielleicht Sir Carly Evans. Er hat in Spanien trefflich unter den Christinos gedient und sich als einen Meister im kleinen Kriege bewährt. Von dem alten General Tylden, welcher dem Ingenieurwesen vorsteht, heißt es, er werde ehestens die Gouverneurstelle in Gibraltar bekommen. Er zählt bereits 72 Jahre und hat daher auf einen Ruheposten gerechte Ansprüche zu machen.

Im Ingenieurcorps macht sich außerdem eine Persönlichkeit geltend, die kein Mann, sondern eine Dame ist, und zwar die Tochter des alten Generals Bourgoyne. Ihr Mann, Ingenieuroffizier, ist von großem Talent, aber seine Frau steht ihm nicht nach, und besitzt auf dem Felde der Kriegskunst unbestritten Kenntnisse und ein nicht in Zweifel zu stellendes Urtheil. Ihr Einfluß will hier etwas bedeuten. Außerdem weiß sie in England auf die öffentliche Meinung zu wirken, indem sie für mehre Zeitschriften militärische Artikel zu liefern gewohnt ist.

Unter den französischen Generalen ist unfehlbar Canrobert derjenige, welcher den meisten Ruf genießt. Er ist Führer der Zuavendivision, eines trefflichen Heerestheils, der vor dem Feind Großes leisten dürfte. Marschall St. Arnaud steht nur in Folge seines Ranges höher als er. Seine Antecedentien — er war, wie Sie wissen, Schauspieler — verleugnet er nicht, und meistens steht man ihn, von einer Wolke jener wilden Beduinenreiter umgeben, die er als eine Art Trabantengarde mitbrachte, auf seinem langmähnigen Pferd dahinjagen. Von Bosquet und Feray weiß ich Ihnen nichts Bemerkenswerthes zu sagen. Der Prinz Napoleon ist wol nichts mehr und nichts weniger als ein bloßer Figurant.

In Ermangelung eines nicht wackelnden Tisches — eine schlimme Eigenschaft der türkischen ist die, daß sie hin und her zu schwanken pflegen, meistens wegen hohen Alters — schreibe ich Ihnen diese Zeilen auf dem Boden sitzend, die Schreibmappe auf den Divan auslegend. Der Abend ist eben hereingebrochen, und das Roth der untergegangenen Sonne strahlt wie ein ersterbender Schimmer über die weite Silberfläche der Bay. —

Aus Paris. 1. — Die spanischen Angelegenheiten scheinen neuerdings eine sehr ernste Wendung nehmen zu wollen. Die Berichte, die uns aus Madrid zukommen, lassen uns einen neuen blutigen Zusammenstoß befürchten.

Zunächst sind die Führer in der Regierung nicht einig, und diese bietet die Unzulänglichkeiten einer Coalitionsregierung, ohne grade eine solche zu sein. Einige der Generale, welche, wenn es gegolten hätte, die Dynastie abzusetzen, am weitesten

vorgegangen wären, arbeiten nun, um Espartero Hindernisse in den Weg zu bringen, so offenbar im Interesse der Königin, daß sie die Regierung unpopulär machen und dem Anhange der äußersten Parteien gegründeten Vorwand zu entschiedener Action geben. Barcelona und Madrid sind durch diese Verhältnisse aufs neue am Vorabende einer Revolution. Madrid äußerlich ruhiger, Barcelona wild und thatentschlossen. Auf den Barrikaden hatten sich einige französische Flüchtlinge bemerkbar gemacht, sonst waren es hauptsächlich die Toreadores und die Fleischer von Madrid, welche an der Spitze der Bewegung standen. Diese Volksführer waren nicht zufrieden, daß der Kampf so schnell aufgehört hatte, denn in Madrid selbst war die Armee noch nicht besetzt. Vielmehr war es den Soldaten gelungen, die Volkshaufen sowol vom Palaste der Königin als von jenem der Königin Mutter mit Verlust zurückzuschlagen. Die Einnahme dieser beiden Gebäude konnte nicht zu Werke gebracht werden. Als durch Esparteros Berufung zuerst ein Waffenstillstand, später die theilweise Räumung der Barrikaden erfolgte, war die Versöhnung zwischen den Truppen der Königin und dem Volk nicht aufrichtig, nicht vollständig. Hierzu hätte es bedurft, daß man die neue Organisation schnell in Angriff genommen und daß besonders die Angelegenheiten der Königin Christine schnell geordnet worden wären. Die Regierung hätte es auf sich nehmen müssen, die Königin Christine bis zum Zusammentritte der constitutionellen Cortes in Gewahrsam zu setzen, statt sie in ihrem Palaste durch das Volk bewachen zu lassen, das hierdurch neuen Stoff zur Aufregung erhielt. Durch dieses Zaudern ist es in diesem Augenblicke dahingekommen, daß Madrid trotz seiner anscheinenden Ruhe vielleicht einer Art Junirevolution entgegensteht, ohne daß die Regierung auf die Ergebenheit der Armee zählen kann wie Cavaignac.

Die beiden Königinnen haben den Herzog von Alba und seine Gemahlin, die Schwester der Kaiserin, nach Biaritz geschickt, um dem Kaiser die Lage der Dinge zu schildern und um Beistand zu bitten. Die französische Regierung hatte, nachdem sie schon einmal die Angelegenheit der Dynastie für verloren gegeben, seit Esparteros Einzug und feierlichem Empfang in Madrid wieder bessere Hoffnungen für Isabella gehegt und die jetzige Umgestaltung erschreckt umsomehr, als weder Frankreich noch England gegenwärtig in der Lage sind, Truppen nach der iberischen Halbinsel zu schicken. Beide Regierungen wollen daher ihren ganzen Einfluß dahin ausüben, die Ordnung durch die eignen Kräfte des Landes herbeizuführen. Der Kaiser hat den jüngst zurückgetretenen Minister des Innern, Persigny, nach Biaritz rufen lassen, um sich mit ihm über die spanischen Angelegenheiten zu berathen und seinen Freund vielleicht selbst nach Madrid zu schicken. Es ist auch möglich, daß Persigny in diesem Augenblicke schon auf dem Wege nach Spanien ist. Die Töchter Christinens werden heute in Biaritz erwartet, aber von ihrem Vater, dem Herzoge von Mianzares, erfährt man nichts, derselbe ist verschwunden. Die Regierung hat versprochen, bei den Cortes zu beantragen, daß Munoz seines Ranges entsetzt und auch zum Schadenersatze wegen des Wittwengehalts der Königin verurtheilt werden soll. Dieser Wittwengehalt Christinens ist der Knoten, um den sich die neuen Verwicklungen zu drohender Gefahr geschürzt haben. — *)

*) (Anm. der Red.) — Wir machen unsere geehrten Correspondenten darauf aufmerksam, daß nach sächsischem Gesetze ein Reserat über königliche Personen, welches ein nachtheiliges Urtheil einschließen könnte, nicht erlaubt ist, auch nicht über Könige von Spanien. —

Mus Paris. 2. — Paris hat sein jährliches Augustfest, das seit dem Kaiserthum das einzige officielle Fest geworden, in unge störter Heiterkeit gefeiert. Der Kaiser selbst war abwesend und leistete seiner im Bade lebenden Frau Gesellschaft. Geschickt wie in den meisten seiner öffentlichen Aussprachen deutete Napoleon III. in seiner Antwort auf den Glückwunsch des Bischofs von Bayonne an, welchen Fortschritt die Ruhe im Lande gemacht habe, daß der Staatschef in einem so wichtigen Momente, wo draußen der Krieg wüthet und hart an den Grenzen die Revolution ihr Banner aufgezplant, das Getriebe der Diplomatie wie der Kriegsordnung von einem unansehnlichen Winkel des Landes aus zu leiten vermag und die Hauptstadt ein Freudenfest begeht. Dieses ging bei schönstem Wetter und in Begleitung der gewöhnlichen Sehenswürdigkeiten vor sich. Die Physiognomie des Volkes verlieh ihm keine politische Bedeutung — es waren eben nur Zuschauer und keine Mitspielenden, wie es bei wirklichen Volksfesten der Fall zu sein pflegt. Die Privathäuser blieben dunkel, trotz der ausdrücklichen Einladung der Polizeipräsidenten, aber das Fest hatte doch die Bedeutung, die der Kaiser mit Takt herausgefunden.

Paris hat heute wieder seine Alltagsphysiognomie gewonnen und alles geht seinen geregelten Gang. Die Landbewohner, die zum Feste herbeigeströmt waren, haben sich wieder verlaufen und erzählen daheim von den Wundern, die sie in ihrer großen Hauptstadt gesehen.

Von künstlerischen und literarischen Erscheinungen der Woche haben wir nur wenig zu berichten. Die Zeit ist den Productionen dieser Art nicht günstig — auch die Theater suchen die Unbedeutendheiten hervor, welche sie in ihren Portefeuilles vorfinden und alle Thätigkeit ist auf den nahen Herbst gerichtet. Die Regierung nimmt ihre Aufgabe, die sie mit der Veränderung der Stellung der großen Oper und auch des Theatre français übernommen hat, ganz ernst. Besonders Fould legt plötzlich eine große Leidenschaft fürs Theater an den Tag. Er versteht seine Aufgabe ganz wie ein Minister Ludwigs XV. Er thut alles selbst und die Directoren sind bloß seine Commis. Man kann nicht recht begreifen, wie ein Staatsminister zu solchen Detailarbeiten noch Zeit finden könne. Fould geht so weit, daß er verlangt, die zu engagirenden Sänger selbst zu hören, ehe sie angenommen werden, und doch soll er von Musik nicht eben viel verstehen. Behauptet doch die böse Chronik sogar, daß er einst zu einer Sängerin gesagt habe: mein Fräulein, Sie sollten Tenorrollen singen. Das wird wol etwas übertrieben sein. Roqueplan findet sich leicht in seine neue Stellung, denn es ist weit bequemer, seinen Gehalt ruhig ohne alle Verantwortlichkeit zu verzehren. Auch mag er nicht ungern beweisen, daß unter seiner eignen Leitung die Oper bessere Geschäfte gemacht habe, als sie während der Regierungsadministration machen dürfte. Die neue Ordnung der Dinge wird leider auf die ohnehin herabgekommene Kritik einen nachtheiligen Einfluß ausüben. Schon hat man den Journalen zu verstehen gegeben, daß sie den Mitgliedern der kaiserlichen Akademie gegenüber vorsichtiger zu Werke gehen müssen. Ein von der Regierung angestellter Sänger kann nicht falsch singen, das begreift jedermann, und an einer Tänzerin, die ihre Gage aus dem Staatsschatze bezieht, ist alles bewundernswürdig, was man sieht und was man nicht sieht. Mit dem Theatre français ist factisch eine ähnliche Veränderung vor sich gegangen. Das wichtige Societariat ist sozusagen aufgehoben. Der Minister schlägt

Mitglieder zur Aufnahme vor, wie das jüngst mit dem begünstigten Favart geschehen ist und die Mitglieder werden eingeladen, ein günstiges Votum abzugeben, wie es denn auch geschehen ist. Das Societariat war auch vor der Einmischung der Staatsgewalt schon zu einseitigem Coteriewesen herabgesunken, aber diese ist denn doch nicht das geeignetste Mittel, diesen Uebelständen abzuhelpfen. Das Bestreben der Regierung, dem Theatre français seinen früheren literarischen Glanz wiederzuertheilen, ist an und für sich lobenswerth. Die Franzosen erwarten nun einmal alles von dieser und sie finden es in der Ordnung, daß alles reglementirt, centralisirt und disciplinirt werde. So kann es geschehen, daß das Staatsministerium gewissen Theatern, wie Scribes Lieblingstheater dem Gymnase, verbietet, fünf-actige Lustspiele aufzuführen.

Durch diese Beschränkung soll erzielt werden, daß die vorzüglichsten literarischen Kräfte sich dem französischen Theater zuwenden. Wir wollen sehen, was dabei herauskommt. Die Direction ist übrigens auch veranlaßt worden, directe Auforderungen an die beliebtesten Theaterdichter ergehen zu lassen und so ist bei Alexander Dumas Sohn ein neues Lustspiel bestellt worden. Auch mit Georges Sand sind Unterhandlungen angeknüpft. Ein Beamter des Staatsministeriums ist eigens nach Rohan zur berühmten Schriftstellerin gesandt, um ihr die Anträge der Regierung zu hinterbringen. — Diese sollen, wie man sich in literarischen Kreisen erzählt, angenommen worden sein. Aehnliche Schritte werden wahrscheinlich auch bei andern Schriftstellern geschehen und so dürfte es sich ereignen, daß die französische Bühne eine lobenswerthere Thätigkeit an den Tag legt, als wir ihr bisher haben nachrühmen können.

Trotz der Vorliebe der Franzosen für Reglementirung von oben muß die absolute Gebahrung des Ministers doch wieder viele Interessen verletzen und es werden sich allmählig kleinere Oppositionen sammeln, deren Fäden später, von starken Händen zusammengefaßt, ein Ereigniß herbeiführen dürften, das überraschend klingen, aber doch niemand befremden wird. Es kann bei so gestalteten Regierungen wie die gegenwärtige nicht an Antagonismus fehlen und die öffentlichen Blätter haben lange zuvor den Zwiespalt aufgedeckt, der mit Persignys plötzlichem Rücktritte endigte. Es ist aber nicht anzunehmen, daß mit der Zeit der Kampf nicht wieder aufs neue aufgenommen wird. Solche Veränderungen gehen ohne große Störung vor sich, da der Kaiser unbezweifelter Herr seiner Politik ist.

Ich habe Ihnen zur Zeit von Lamennais Tod von der Rolle berichtet, die Baron Vitrolles bei den zu jener Zeit geschehenen Bekehrungsversuchen gespielt. Dieser ehemalige Minister und Gesandte Ludwigs XVIII. ist nun selbst in einem hohen Alter gestorben. Dieser Mann war einer der eifrigsten Anhänger der Legitimität, an deren Aufkommen er trotz einer früher stark geglaubten Prophezeiung am Ende zu verzweifeln anfing. Baron Vitrolles war ein schlauer Kopf, der sich bei allen Parteien Verbindungen zu erhalten wußte. Seine Verbrüderung mit den Jesuiten und seine zur Schau gestellte Frömmigkeit waren auch mehr ein Act der Politik, als wahrer Gläubigkeit. Der Baron war ein hartgefottener Don Juan, der noch bis zum letzten Augenblicke zeitlichen Intriguen nicht ganz entsagt hatte. Auch rühmte er mit Wohlgefallen, daß er von den Arnauds de Pomponne, einer bekannten jansenistischen Familie herrühre. Seine hinterlassenen Memoiren enthalten, wie wir

von jemand, der die ersten Bände derselben gelesen, soviel scandalöse Geschichten, daß Herr Emil Forgues, der testamentarisch ernannte Herausgeber, wahrscheinlich Anstand nehmen dürfte, sie unverändert zu veröffentlichen. Herr von Vitrolles erzählt viel geschichtlich Interessantes, denn er kannte die Zustände der Restauration genau, wie wenige. Ihm dankt Vaulabelle viele Daten für seine Restaurationsgeschichte und es verging kein Tag, an dem sich die beiden Männer nicht sahen. Trotz ihrer verschiedenen politischen Meinung bestand ein sehr freundschaftliches Verhältnis zwischen dem ehemaligen Minister Ludwigs XVIII. und dem Cyminister der Republik, der wie viele französische Minister mehr Grund hat, auf seine literarischen Lorbeeren stolz zu sein, denn auf seine gouvernementalen. In Vitrolles Memoiren wird unter andern auch eine Begegnung geschildert, die jetzt besonders interessant erscheinen mag. Als Gesandter in Florenz besah er einst die Statuen in einem der großen Gärten, als zwei französische Damen sich ihm näherten und die Erklärung einer Marmorgruppe von ihm verlangten. Herr von Vitrolles ließ sich in ein Gespräch mit den Frauen ein, das bald anziehend wurde. Er fragte nach dem Namen der geistreichen Zwischensprecherin, die fast nur allein das Wort nahm, und diese antwortete: Ich bin die Königin Hortense, sagen Sie aber nicht, daß ich hier bin, denn mein Paß ist nicht visirt. „Seien Sie ruhig, gnädige Frau,“ erwiderte der Gesandte, „Baron Vitrolles wird dem französischen Minister nichts davon sagen.“ Als die Königin diese Worte hörte, war sie so überrascht, daß sie ohne jede Bemerkung davontief, mais à toutes jambes, pflegte der alte Vitrolles lächelnd hinzuzusetzen, wenn er diese Geschichte erzählte.

Und da wir grade bei der Restaurationsgeschichte verweilen, will ich einige interessante Documente aus jener Zeit erwähnen, die kaum jemand bekannt sein dürften und die ich jüngst bei einem Staatsmann gesehen habe, der unter der Restauration eine große Rolle gespielt. Es ist nichts Geringeres, als ein von den Emigranten in Brüssel im Jahre 1817 an den Großfürsten Konstantin gestellter Antrag, sich der französischen Krone zu bemächtigen. Der Haß gegen die Bourbonen war so groß, daß eine zahlreiche Fraction der Flüchtlinge, die auch im Lande selbst einen gewissen Anhang hatten, einen Offizier des Kaiserreichs, einen Grafen Viel Castel, nach Warschau schickten, um diesem die Krone Frankreichs anzutragen. Es wird nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß auch der nachmalige Minister Ludwig Philipps, Teste, bekannt durch seinen unglücklichen Proceß, unter den Anbietenden sich befand. Herr Viel Castel überreichte dem Großfürsten ein Memoire über den Zustand Frankreichs und Europas, sowie über den Stand der verschiedenen Parteien. Diesem folgte ein motivirter förmlicher Antrag. Konstantin benahm sich abwehrend und berichtete an den Kaiser nach St. Petersburg. Dieser ließ ihm durch die Feder Capo d'Istrias seine Zufriedenheit über sein kluges Benehmen zu erkennen geben und schrieb ihm das weitere Verhalten in dieser Angelegenheit vor. Die Flüchtlinge seien Privatpersonen, die sich des Schutzes der fremden Regierung, in deren Lande sie leben, erfreuen, solange sie den Gesetzen derselben nicht zuwiderhandeln. Sie können keine Mission von ihrem eignen Vaterlande haben. Europas Ruhe fordere die Ruhe Frankreichs und diese würde neu gefährdet, wenn eine neue Dynastie sich daselbst festsetzen wollte. Das Heil Europas und vorzüglich Frankreichs könne nur auf Grundlage der wiederhergestellten constitutionellen Monarchie

gesucht werden und die Monarchie keine andere sein als die legitime. Der Großfürst habe das in seiner weisen Voraussicht selbst gefühlt und der Kaiser billige alles, was er geantwortet und gesagt. Er möge Herrn Viel Castel nun auch die weitläufig erörterte, aber übereinstimmende Meinung des Kaisers mittheilen und ihm dann zu verstehen geben, daß nach dieser Aufklärung ein weiterer Aufenthalt desselben in Warschau überflüssig geworden wäre. Der Brief Capo d'Istria's ist vortreflich geschrieben und man merkt es demselben an, daß er mit der Bestimmung dictirt war, nach Frankreich zu wandern. In der That erhielt die französische Regierung auch bald eine Abschrift der von Viel Castel überreichten Denkschrift wie eine Copie des Briefes von Capo d'Istria. Die Authenticität der hier erwähnten Documente kann ich Ihnen verbürgen. Viel Castels Auseinandersetzung ist merkwürdig schwach, wenn man bedenkt, um was für eine wichtige Angelegenheit es sich dabei handelt und man bekommt einen schlechten Begriff von den Talenten der gegen die Bourbonen arbeitenden Emigration. Doch beweist dieses Bestreben wie stark der Haß gegen die legitime Dynastie in Frankreich gewesen. Es gibt noch jetzt eine mächtige zahlreiche Partei, die jede Regierung lieber über sich ergehen ließe als die Bourbonen. —

Literatur. — Gedanken Gerhard Tersteegens über die Werke des Philosophen von Sanssouci. Mit Einleitung und Bemerkungen, besonders über Friedrich des Großen Glaubensansichten, von Dr. Gerh. Kerlen. Muhlheim a. d. Ruhr, Verlag der Nietenschen Buchhandlung (E. Neymann). — Weder der Verfasser der hier mitgetheilten Schrift noch der Herausgeber kann aus der Höhe seiner Bildung das Recht herleiten, Friedrich den Großen zu kritisiren. Ein verwirrteres Durcheinander von Einfällen, Gefühlsausbrüchen, Seufzern und Reflexionen ist uns selten vorgekommen. Gewiß lag in der epikureischen Philosophie Friedrichs des Großen und in seinem Mangel an religiösem Sinn etwas Ungenügendes, und die fromme kirchliche Gesinnung würde mit Recht Anstoß daran nehmen, wenn eine solche Gesinnung sich über die ganze Gesellschaft verbreitete. Aber um diesen großen Gegner mit Erfolg zu bekämpfen, muß man sich vor allen Dingen eine geistige Klarheit angeeignet haben, die weder der Mystiker des vorigen Jahrhunderts, noch sein Anhänger aus der Gegenwart besitzt. —

Der spanische Student. Ein Schauspiel in drei Acten von Henry Wadsworth Longfellow. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Bemerkungen versehen von Karl Böttger. Dessau, Baumgärtner und Comp. — Zunächst ist es uns eine angenehme Pflicht, den Uebersetzer zu loben. Er hat dem Drama die Aufmerksamkeit und den Fleiß zugewendet, die man sonst nur bei classischen Werken für nöthig hält; er hat mit gewissenhafter Treue übersetzt, ohne doch den Genius der deutschen Sprache zu verletzen. — Was das Stück selbst betrifft, so können wir uns zum Theil auf die Bemerkungen beziehen, die wir über den amerikanischen Dichter schon früher anzustellen Gelegenheit hatten. Longfellow ist eine außerordentlich poetische Natur, vollkommen geeignet, das Schöne und Bedeutende in jeder Form, auch der fremdartigsten, wiederzufinden. Seine Bildung ist ungewöhnlich ausgedehnt und für uns Deutsche kann es nur schmeichelhaft sein, daß der Einfluß unsrer

Literatur auf ihn vielleicht am wirksamsten gewesen ist. Allein was häufig dem besten poetischen Talent begegnet, wenn es ohne nationale Tradition, nur durch Anregung fremder, wenn auch höherer Bildung bestimmt wird: er experimentirt ohne ein bestimmt leitendes Princip; nur in seiner *Evangeline* und in einigen seiner kleinern Gedichte ist es ihm gelungen, vollständig das auszudrücken, was er ausdrücken wollte. In allen übrigen Schriften finden wir zwar sehr schöne und interessante Einzelheiten, aber daneben etwas Unbefriedigtes und Haltloses, das uns den guten Eindruck verkümmert. In dem gegenwärtigen Drama hat er die bekannte *Novelle* von Cervantes zu Grunde gelegt, die auch in unsrer *Preciosa* benutzt ist. Das deutsche Melodram ist zwar in einem sehr ledernen Stil geschrieben, und die Einzelheiten sind mit einer Flüchtigkeit ausgearbeitet, wie man sie nur bei einem Operntext begreift: allein die Haltung und der Ton des Ganzen entspricht doch dem Gegenstand, und mit Hilfe der Weberschen Musik und von einer anmuthigen Schauspielerin vorgetragen, macht es immer noch einen leidlichen Eindruck. Wie aber Longfellow eigentlich dazu gekommen ist, aus diesem novellistischen Stoff ein Drama zu machen, ist schwer zu begreifen. Er hat sich nicht die geringste Mühe gegeben, einen dramatischen oder theatralischen Zusammenhang herzustellen. Als Beleg wollen wir eine Scene vollständig abschreiben. „Die Bühne. Das Orchester spielt die *Cachucha*. Man hört *Castagnetten* hinter der Scene. Der Vorhang geht auf und zeigt *Preciosa*, welche den Tanz beginnt. Die *Cachucha*. Unruhe. Zischen. Man schreit *Brava* und *Afuera*. *Preciosa* bleibt endlich betroffen stehen. Die Musik hört auf. Allgemeine Verwirrung. *Preciosa* stürzt ohnmächtig hin.“ — Diese Scene, bei welcher der Dichter doch unmöglich an die wirkliche Aufführung gedacht haben kann, steht keineswegs allein. Das Durcheinander der Auftritte ist vielmehr so groß, daß selbst die Freiheiten des Shakespeareschen Theaters weit dahinter zurückbleiben. So wenig die theatralische Einheit erreicht ist, sowenig ist es auch dem Dichter gelungen, wirkliche Charaktere hervorzubringen. In dieser Beziehung steht das Stück mit der deutschen *Preciosa* auf demselben Niveau. Dagegen ist das Costüm mit der Sorgfalt behandelt, wie es etwa die Schule Victor Hugos zu thun pflegt, und man glaubt zuweilen, das Drama wäre nur um der Genrebilder wegen da, die freilich zum Theil sehr geistreich und liebenswürdig ausgeführt sind. Aber alle diese Maulthiertreiber-, Banditen-, Studentenscenen hätten in einer *Novelle* einen viel schicklicheren Platz gefunden. —

Aus Leipzig. — Die Schletter'sche Galerie wird jetzt, wie wir hören, zu gewissen Zeiten geöffnet. Es scheint uns aber, als habe das Leipziger Publicum das Recht, davon benachrichtigt zu werden, da sie doch ihm gehört und nicht einigen Privatpersonen, und da der Rechtspunkt wichtiger ist als die *Convenance*. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. V. Herbig in Leipzig.

Druck von G. E. Albert in Leipzig.